Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 10

Artikel: Das Zerbrechen der Welt
Autor: Meyer, E.Y.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163220

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Partnerschaft auswirkt? Ihr Ansporn ist nicht die völlige Einebnung von Unterschieden – ist doch die institutionelle Eigenart der US, auf die die europäischen Begriffe nicht passen, zwischen Watergate und dem Aufstieg Carters sowie in der sozialpolitisch schöpferischen Rolle der Richter seit einigen Jahren besonders deutlich! Es geht jedoch um die genaue Kenntnis dieser Unterschiede, sowie dessen, was von der Sprache, der Tradition, dem Freiheitsverständnis aus Gemeinsamkeiten bleiben oder werden. Ob solche Gemeinsamkeiten im Singular als «Gemeinschaft» zu deuten sind? Das ist eine Ermessensfrage. Unsere Aufgabe ist, die Unterschiede und die Verwandtschaften, die Annäherungen und die Distanznahmen im Blick auf die Grundwerte und die aktuellen Probleme zunächst einmal klarer zu erfassen.

E. Y. Meyer

Das Zerbrechen der Welt

Zu den Anlässen, die mich dazu gebracht haben, vorsätzlich und hartnäkkiger, in einer sowohl formal wie auch denkerisch etwas anderen Art, als ich das bisher getan hatte, wenn es auch sicher übertrieben wäre zu sagen: bis in die *Geburt*, so doch bis weit in die Anfänge des Gedächtnisses zurückzudringen zu versuchen, gehört eine Anthologie, zu der ich mein *erstes Lese-Erlebnis* beisteuern sollte; ein Anlass also, der mich dazu gebracht hat, mich auf einen kleinen Teilbereich eines Unternehmens einzulassen, dessen Bedeutung, vor allem und noch ausgesprochener in einem grösseren Rahmen, wohl kaum unterschätzt werden kann und das deshalb auch immer wieder eine grosse Anziehungskraft auf mich ausgeübt hat und immer noch ausübt, oder: das deshalb auch auf mich immer wieder eine grosse Anziehungskraft ausgeübt hat und immer noch ausübt.

Wenn der Versuch, darüber – über mein erstes Lese-Erlebnis – zu schreiben, bei mir aber trotzdem nur Erinnerungen wiedererweckt hat, von denen ich nur *ahnen*, nicht aber bewusst wissen kann, dass oder ob sie mein Leben in entscheidender Weise beeinflusst oder gar erschüttert haben, so glaube ich nicht, dass das nur an mir und an meiner Art, mich zu erinnern, liegt. Vielmehr dürfte es sich hier um eine allgemeine Erscheinung handeln, wenn sich das Erinnern nicht etwa im Rahmen einer Analyse abspielt. Dass ich

mich vor Büchern – oder vor Geschriebenem überhaupt – gefürchtet oder dass mir das Lesen derselben gar Angst eingeflösst hätte, die weitergegangen wäre als eine Angst, wie sie gewisse Bücher eben in einem zu erwecken verstehen, und mich dazu gebracht hätte, deshalb wenig – um nicht zu sagen *gar nichts* – zu lesen, oder dass ich gar bewusst Angst gehabt hätte, der Unmenge der jemals geschriebenen Bücher zu verfallen und schliesslich von ihnen vernichtet zu werden, könnte ich – ganz abgesehen davon, dass dies, ohne eine Kenntnis wenigstens *einiger* Bücher und angesichts der fast nicht unterdrückbaren Neugierde des Kindes, möglicherweise nicht nur für meine Person, sondern auch über diese hinaus unwahrscheinlich klingen würde – jedenfalls nicht von mir sagen.

Der Psychologe und Psychiater C. G. Jung hat in einem Interview, das zur hundertsten Jährung seines Geburtstages kürzlich im Fernsehen wiederausgestrahlt wurde, gesagt, dass er «mit elf Jahren zum erstenmal aus dem Nebel hinausgetreten», sich also seiner selbst zum erstenmal bewusst geworden sei, obwohl er sich an die näheren Umstände nicht mehr genau erinnern konnte oder wollte.

Wenn ich dieses Bild des Nebels auch auf mich beziehen wollte, so müsste ich sagen, dass mir all das, was im Nebel geschehen ist, schon bei den wenigen Versuchen, es im Moment des Geschehens oder kurz danach zu beurteilen, schwierig genug vorgekommen ist, und dass es mir im Nachhinein, nachdem ich den Nebel schon eine Weile verlassen hatte, noch schwieriger erschien. Und was das Heraustreten aus dem Nebel betrifft – das ein plötzliches und damit genau datierbares sein kann, aber nicht muss –, so sind die meist nicht angenehmen Überraschungen, die ich dabei erlebte, fast immer so gross gewesen, dass sie während einiger Zeit für Gedanken darüber *gar* keinen Raum mehr liessen – so dass eine Beurteilung im nachhinein noch einmal schwieriger und ein Täuschungen-zum-Opfer-Fallen noch leichter gewesen ist und immer noch sein dürfte. Möglicherweise könnte dies auch einer der Gründe Jungs gewesen sein, sich nicht mehr an die Umstände seines Heraustretens aus dem Nebel erinnern zu können oder zu wollen.

Mit dem Willen, mir dieser Schwierigkeiten bewusst zu bleiben, möchte ich, nach dem Versuch, über meine ersten Erfahrungen mit Geschriebenem selber wieder zu schreiben, nun aber trotzdem auch noch versuchen, weniger eine Beurteilung einer der Überraschungen bei *meinem* Heraustreten aus dem Nebel als vielmehr auch nur wieder eine *Beschreibung* derselben zu geben, hat diese doch ebenfalls mit dem Lesen (und also auch mit dem Geschriebenen und dem Schreiben) zu tun, wobei es sich allerdings nicht um eine Leseerfahrung oder -empfindung handelt, die man allgemein ein «Lese-Erlebnis» im Sinne eines literarischen Lese-Erlebnisses nennen

könnte, sondern die wahrscheinlich eher als eine durch Lesen hervorgerufene Erschütterung oder als *erste Lese-Erschütterung* bezeichnet werden müsste.

Da ich, im Unterschied zu C. G. Jung, nicht sagen möchte – oder einfach nicht mehr oder noch nicht wieder sagen kann –, dass ich zu einem ganz genau bestimmten Zeitpunkt und während eines bis in jede Einzelheit in der Erinnerung haften gebliebenen Ereignisses «aus dem Nebel herausgetreten» sei (und also dieses Bild, das einen doch an das plötzliche Heraustreten aus einer Nebelwand denken lässt, eigentlich gar nicht brauchen, sondern eher von einem Verlassen des sich auflösenden Nebels sprechen sollte), möchte ich auch die Datierung des Ereignisses, das ich als erste Lese-Erschütterung zu kennzeichnen versuchte und nun also auch einen wichtigen Schritt auf dem Weg aus dem sich auflösenden Nebel nennen könnte, mehr oder weniger offen lassen, ohne dabei aber verschweigen zu wollen, dass dieses Ereignis in meinem Leben nicht so weit zurückliegt wie das in Jungs Leben der Fall gewesen zu sein scheint – also weder im elften, noch etwa im zwölften Lebensjahr, sondern doch um einige Jahre später stattgefunden hat –, obwohl man sich da auch wieder fragen kann, was man in dieser Beziehung als «weit» bezeichnen will. Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz, durch den die Philosophie des Rationalismus zu ihrem Höhepunkt gelangte, soll – wenn ich mich recht erinnere – nach eigenen Angaben, auf dem Dachboden oder in welcher passenden Umgebung auch immer, schon mit sieben Jahren die schwierigsten Sachen nicht nur gelesen, sondern anscheinend auch verstanden und somit wohl auch richtiggehend studiert haben – und wenn jemand hier einen ironischen Tonfall herauszuhören glaubt, so möchte ich diesem Eindruck nicht grundsätzlich widersprechen, dabei aber weder den Philosophen Leibniz noch sonst irgend jemanden einer tiefgründigen Lüge bezichtigen, sondern höchstens auf die Möglichkeit, dass man sich etwas vormachen könnte, hinweisen, und mich selbst in der Folge davon keineswegs ausnehmen, denn wer möchte denn nicht schon gern grösser – und in einigen Fällen vielleicht sogar *noch* grösser – erscheinen oder sein, als er es ist.

Dadurch, dass ich in diesem Zusammenhang und an dieser Stelle für meine Person auf die Nennung eines Lebensjahres oder einer Jahreszahl sowie auch auf die Nennung eines für das Ereignis passenden Ortes verzichte – handle es sich dabei nun um den Dachboden oder den Keller, den Garten oder die väterliche oder grossväterliche, wenn nicht gar, wie es bei mir zwar zutreffender wäre, um die grossmütterliche Bibliothek –, hoffe ich aber auch zu verhindern, dass der falsche Eindruck oder das Missverständnis entstehen könnte, ich beabsichtige diesem Zeitpunkt oder diesem Ort irgend-

eine Bedeutung für die Literatur- oder gar für die Kulturgeschichte der Menschheit überhaupt zuzuschreiben; denn dafür dürfte meine Ironie wiederum zu wenig weit gehen, und dürfte die Wirkung des Ereignisses für mich doch zu tief und dürften die Folgen für das weitere Leben, und das Weiterleben überhaupt, doch zu schwerwiegend gewesen sein.

Obwohl ich nur für mich selbst sprechen kann, glaube ich nicht, dass es viele Bücher gibt, die eine solche Wirkung haben können, und dies braucht so wenig als etwas Negatives angesehen zu werden wie die Wirkung, die sie haben können; denn ich bin sowohl der Meinung, dass es zwar durchaus möglich ist, durch *diese* Bücher früher oder später vernichtet zu werden, als ich in ihnen daneben oder vielmehr gleichzeitig auch die Möglichkeit enthalten sehe, dass sie einen aus dem Nebel hinausführen können – wobei es dann, nachdem man den Nebel verlassen hat, aber natürlich wieder ebenso unsinnig wie gefährlich wäre, sich nun der Sonne zu *sehr* nähern zu wollen. Dass es sich bei den Büchern, die eine solche zweischneidige Wirkung haben können, denn auch vor allem um Bücher handeln dürfte, die einen philosophischen Inhalt haben, dürfte deshalb weiter kaum erstaunlich sein und neben ihrer kleinen Zahl auch den Umstand erklären, dass ihre Wirkung im Leben eines Menschen – im Gegensatz zu der Wirkung von literarischen Werken – frühestens zum Zeitpunkt, in dem man den Nebel verlässt, oder nach diesem Zeitpunkt einsetzen kann. Oft kann nur schon eines dieser Bücher genügen, um eine Erschütterung auszulösen, die für das weitere Leben – und ich möchte das hier nicht nur auf das *Geistes*leben beschränken – *entscheidend* und von keinem andern Buch mehr übertroffen werden kann; wobei ich nicht beurteilen möchte, inwieweit bei der kleinen Zahl der Möglichkeiten hier der Zufall noch eine Rolle spielt oder spielen kann und nicht ebensogut ein anderes dieser Werke als erstes diese kaum mehr wiederholbare Wirkung haben könnte. Für mich hat es bis jetzt jedenfalls nur ein solches Buch gegeben, das ist die *Kritik der reinen Vernunft* des Kant aus Königsberg.

Wenn ich nun zunächst gewisse Umstände zu schildern versuche, die mit der Lektüre dieses Buches zusammenhängen und seine Wirkung auf mich vielleicht etwas erhellen können, so bin ich mir der Gefahr durchaus bewusst, auf diese Weise eine Einengung des von mir bisher absichtlich so unbestimmt wie möglich gehaltenen Zeitpunktes der Lektüre zu ermöglichen, aber wenn man sich schon einmal entschlossen hat, etwas wie eine Erfahrung – und wenn diese auch nie an die Wirkung eines der erwähnten philosophischen Werke herankommen kann – vermitteln zu wollen, kommt man wahrscheinlich nicht darum herum, auch ein Minimum an solchen Anhaltspunkten mitzuliefern.

Den Namen Kants habe ich so, dass er mir zu einem bleibenden, mit bestimmten Vorstellungen verbundenen Begriff wurde, vermutlich zum erstenmal im Philosophieunterricht gehört, der im letzten Jahr im Gymnasium noch erteilt worden ist. Andere Namen, die erwähnt *und* mit mehr oder weniger bruchstückhaften Gedanken in Verbindung gebracht worden sind, waren Platon, Jaspers, Heidegger, Gabriel Marcel und Sartre, während es bei einer Reihe weiterer Philosophen von der Antike bis zur Gegenwart, wie das aus Zeitgründen innerhalb eines Jahres gar nicht anders denkbar ist, praktisch mit der Namenserwähnung sein Bewenden haben musste. Zu nennen wären hier allerdings auch noch die Gespräche, die mein damaliger Banknachbar und ich im Anschluss an das im Philosophieunterricht Behandelte oft noch miteinander geführt haben, sowie dessen, wenn auch nicht heimlich, so doch ausserhalb der Schule und freiwillig betriebene Lektüre von Kants *Kritik der reinen Vernunft* und dessen Versuche, mir etwas von seinen dabei gemachten Erfahrungen zu vermitteln.

Mir selbst hat dieser Philosophieunterricht zunächst nur eine schlechte Note bei der Maturitätsprüfung in Physik eingebracht. Nachdem ich in der Elektrizitätslehre nicht über das Ohmsche Gesetz hinausgekommen war und auch dieses wahrscheinlich nur dank einer Eselsbrücke mit dem schweizerischen Urkantonsnamen URI zusammengebracht hatte, wollte mir der Lehrer dadurch entgegenkommen, dass er mich über die Mechanik und hier speziell über Kräfteparallelogramme befragte. Aber auch da kam ich schon sehr bald ins Stocken, und als der Lehrer, wie ich annehme und annahm, immer noch in der Absicht, mir entgegenzukommen, Fragen an mich richtete wie: «Warum *gehen* Sie?», versuchte ich die Zeit statt für die physikalischen Aspekte der Frage für philosophierende Antworten zu nützen und mir über sie hinwegzuhelfen, indem ich zum Beispiel auf meinen vorhandenen oder nicht vorhandenen Willen zum Gehen hinwies – und mir dabei durchaus auch der Möglichkeit bewusst war, mit Hilfe meines Willens aus der Prüfung hinausgehen zu können, dies aber natürlich nicht wagte – oder indem ich die Frage auf die meiner Ansicht nach tiefergehende Frage, warum wir *leben*, zurückzuführen versuchte. Schliesslich ging das Ganze so weit, dass mir der Lehrer, der für solche Antworten, da er ja Physik- und nicht Philosophielehrer war, verständlicherweise kein Gehör hatte, um mich – wie ich schon damals zu merken glaubte, aber wegen meiner ganz persönlichen Betroffenheit gar nicht mehr wahrhaben wollte – wenigstens auf die Schwerkraft und ihre Wirkung auf den Menschen hinzuweisen, die Frage stellte: «*Warum springen Sie eigentlich nicht aus dem Fenster?*», was bei mir allerdings noch einmal einen ganz anderen, weitertragenden und für mich deshalb auch viel wichtigeren und mich unvergleichlich stärker beschäftigenden, nun ganz persönlich-existentiellen Fragenkomplex auslöste, auf den

ich, von der mir bis zum Äussersten brutal erscheinenden Fragestellung wie gelähmt, kaum mehr etwas zu antworten imstande war.

Der Lehrer, der den Philosophieunterricht am Gymnasium erteilt hatte, *starb* nur wenig mehr als ein Jahr, nachdem ich die Schule verlassen hatte, in seinem sechsunddreissigsten Lebensjahr an akuter Leukämie. In einem Nachruf in der Zeitung hiess es unter anderem, dass seine Schüler auch noch nach der Maturität ratsuchend und weiterfragend zu ihm gekommen seien, und dass sich die Soldaten seiner Kompanie zusammengetan hätten, um ihrem kranken Kommandanten mit ihrem Blut zu helfen. Zum Schluss war ein Wort Epiktets abgedruckt, das ihn in den letzten Wochen begleitet habe und das von der ständigen Bereitschaft dessen, der auf einer Seefahrt ein Schiff verlässt, auf den Ruf des Steuermannes auf dieses zurückzukehren, handelte. Der ehemalige Banknachbar, der in Physik, Mathematik und Chemie besonders begabt gewesen war, hat Chemie zu studieren begonnen, dann aber nach einigen Jahren, aus Gründen, über die weiter nichts in Erfahrung zu bringen gewesen sei, *Selbstmord* begangen.

Das, was ich erlebte, als ich dann meinerseits die *Kritik der reinen Vernunft* las, könnte man vielleicht mit dem Erschrecken vergleichen, das man erleben könnte, wenn man beim Verlassen des sich auflösenden Nebels plötzlich bemerken würde, dass die Landschaft, durch die man sich bewegt, eine *Moor*landschaft und der Weg, den man bisher mit einer unerklärlichen Sicherheit – wie man sie etwa Schlafwandlern zuschreibt – gegangen war, trotz des Auflösens des Nebels nicht besser als zuvor zu erkennen ist: überall kann fester Boden sein, mit jedem Schritt kann einem dieser aber auch entzogen werden. Obwohl ich mich zuvor schon oft gefürchtet oder geängstigt hatte und ich zudem glaube, dass die Angst ebenso unüberwindlich wie die menschliche Existenz selber ist, scheint es mir in der Erinnerung so, als ob die Angst, die ich damals verspürt habe, zum erstenmal keine gefühlsmässige Angst, sondern eine auf einer Erkenntnis basierende Angst gewesen ist – auf einer Erkenntnis, die auch durch weitere oder andere Erkenntnisse nicht mehr abgebaut werden zu können scheint, da es sich dabei um eine Erkenntnis handelt, die nicht nur das Erkennen selbst, sondern auch dessen Grenze betrifft, über die hinaus es keine weitere Erkenntnis oder jedenfalls keine weitere Erkenntnis, die Allgemeingültigkeit beansprucht oder allgemeingültig zu nennen wäre, mehr geben kann, und die mich durch das sich nun als nur *scheinbar* herausstellende Gewöhntsein an Bücher nur noch unvermittelter und überraschender getroffen hat.

Dass es in Kants Hauptwerk um eine Erkenntnis über die Erkenntnis, um eine Selbst-Erkenntnis der Erkenntnis also geht, ist ja bekanntlich schon dem Titel, den er diesem gegeben hat, zu entnehmen, der nicht nur aus-

sagt, dass die von Kant beabsichtigte Kritik oder Beurteilung *durch* die Vernunft zustande kommen, sondern auch, dass die Kritik oder Beurteilung die Vernunft *betreffen* soll. Vor Kant hat man zwei Arten von Urteilen als mögliche Abschlüsse von Erkenntnisprozessen unterschieden: erstens die *analytischen Urteile*, die zugleich *a priori*, also von der Erfahrung oder Wahrnehmung unabhängig, rein begrifflich, aus Vernunftgründen erschlossen, allein durch Denken gewonnen und somit auch *notwendig* und allgemeingültig waren; und zweitens die *synthetischen Urteile*, die zugleich *a posteriori*, also nachträglich aus der Wahrnehmung oder Erfahrung aus dem Bereich der Wirklichkeit gewonnen, und somit nicht notwendige oder allgemeingültige, sondern *zufällige* Urteile waren. Eines der oft genannten Beispiele für ein analytisches Urteil wäre der Satz: «Die Kugel ist rund», während der Satz: «Die Kugel ist silbern» ein Beispiel für ein synthetisches Urteil wäre. Die Neuerung, die Kant einführte und von der man sagen kann, dass sie in der Philosophiegeschichte als ein absolutes Novum zählte, waren die *synthetischen Urteile a priori*, das sind also Urteile, die zwar nicht blosse Denkurteile sind, sondern sich auf die *Wirklichkeit* beziehen, gleichzeitig aber, ohne dass die zugrunde liegenden Wahrnehmungen oder Erfahrungen gemacht werden müssen, zustande kommen, also auch *notwendig* sein sollen.

Die Grundfrage, die sich Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* gestellt hatte, war: «Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?», und wenn ich jetzt schreiben kann, dass Kant von der Tatsache, dass es solche Urteile a priori geben soll, selber furchtbar überrascht gewesen sein muss, und dass er sich deshalb diese Frage sehr existentiell gestellt hat, so dass man sie als seine Grundfrage überhaupt bezeichnen kann, dann muss ich – wenn ich damit auch nicht sagen will, dass es mir *gleich* gegangen sei – dem jetzt hinzufügen, dass ich diese Tatsache – in der Formulierung Kants – bei der ersten Lektüre auch nur mit *Bestürzung* habe zur Kenntnis nehmen können.

Denn da die synthetischen Urteile a priori, wenn man annimmt, dass es sie gibt, für die gesamte Natur, und innerhalb dieser für alles Allgemeingültige, für alles, was von allgemeinen Gesetzen bestimmt ist, gilt, muss alles Allgemeingültige oder alles Allgemeine in der Natur auch *notwendig* – so und nicht anders – sein; und wenn es in allem, was in der Natur von allgemeinen Gesetzen bestimmt ist – und dazu gehört ja auch der Mensch –, eine strenge Notwendigkeit gibt, dann gibt es darin *keine Freiheit;* und wenn es darin keine Freiheit gibt, wenn alles, was geschieht, notwendig und also vorausbestimmt und nicht anders möglich ist, dann gibt es auch für den Menschen keine Freiheit; und wenn es für den Menschen keine Freiheit gibt, wozu ist dieser dann mit seinem Geist versehen? Dass es eine *Notwendigkeit in bezug auf die Wirklichkeit* geben sollte – dass ich also eine

Erfahrungserkenntnis haben sollte, die für die Wirklichkeit gilt *und* notwendig und allgemeingültig und also, wenn auch je im speziellen Fall, nicht anders denkbar sein soll; und dass die Folge davon wäre, dass *alles*, was in mir und mit mir geschieht, notwendig und von mir, je im speziellen Fall und trotz anderer Möglichkeiten, nicht anders, als ich es tue, beeinflussbar geschieht; so dass es also so wäre, dass ich mein Leben, das ich zwar ohnehin nur in *einer* Weise, und zwar jeweilen eben immer nur in der, wie ich es tue, leben kann, trotz der anderen Möglichkeiten auch gar nicht *anders* hätte hinter mich bringen können, da ich mich gar nicht für eine andere Möglichkeit hätte entscheiden können –, das schien mir nicht nur ein Mysterium, sondern auch etwas höchst Beklemmendes, um nicht zu sagen *Verstörendes* zu sein.

(Als Zwischenbemerkung wäre hier vielleicht noch die Frage zu erwähnen, die ich mir stellte, als ich erfuhr, dass Kant, von dem ich wusste, dass er auch gelernter Physiker gewesen war, sehr früh die Physik von Newton kennengelernt hatte, und dass man heute einer Meinung sei, dass man die Newtonsche Physik philosophisch nur verstehen kann, wenn man annimmt, dass es synthetische Urteile a priori gibt; die Frage nämlich: ob ich, wenn ich schon damals etwas von *dem* Kant gehört oder gewusst hätte, die Physik, die am Gymnasium unterrichtet worden ist, nicht vielleicht etwas besser verstanden hätte oder hätte verstehen können – aber Physik und Philosophie wurden eben, wie gesagt, nicht vom gleichen Lehrer und auch nicht zur gleichen Zeit und nicht von der gleichen Altersstufe an unterrichtet und von Kant und dessen Erkenntnistheorie habe ich im Physikunterricht nie etwas gehört. So habe ich denn meine Physikkenntnisse auch nicht erweitert, als ich mit Kant sah, dass man die Newtonsche Physik niemals hat induzieren, also niemals induktiv – vom besonderen Einzelfall auf das Allgemeine, Gesetzmässige schliessend – aus Beobachtungen hat gewinnen können, und als ich wusste, dass Kant deshalb die Theorie der synthetischen Urteile a priori aufgestellt hatte, und ich habe es bis heute nicht getan, auch wenn ich es mir ein paarmal vorgenommen habe.)

Von dieser seiner Erkenntnis aus, dass es synthetische Urteile a priori gibt, hat nun Kant seinen sogenannten *transzendentalen Idealismus* aufstellen müssen: eine idealistische Erkenntnistheorie, die besagt, dass die Erkenntnis nicht ein vorgegebenes Wirkliches erfasst, sondern dass *durch die Erkenntnis* der Gegenstand der Erkenntnis *konstruiert* wird. Dass wir also alles, was wir in der Natur erkennen können, nur in der Weise, in der unsere Erkenntnis funktioniert, als das, was es ist, erkennen können, und dass wir darüber, also über die Art unserer Erkenntnis hinaus, wenn wir nicht annehmen wollen, dass es ausserhalb des menschlichen Bewusstseins keine Realität gibt, von einem Ding, also von dem, was gegeben ist, nichts sagen können, das

als Erkenntnis Geltung haben könnte. Das, was gegeben ist, ist also nicht der Gegenstand der Erkenntnis, sondern irgend etwas Chaotisches, in der Sinnlichkeit Gegebenes, und der Gegenstand der Erkenntnis wird erst durch die Erkenntnis, also durch die Anschauungsformen und die Denkformen, erzeugt. Und daraus folgt, notwendigerweise, dass die Naturwissenschaft – und das war für Kant die einzigmögliche Wissenschaft – auf den Bereich der *Erscheinungen* beschränkt ist, und dass sie das *wahre Sein*, das *Ding an sich*, nicht erkennen kann. Nur was der Verstand konstruiert, was das Subjekt konstruiert, ist erkennbar, das wahre Sein ist nicht erkennbar – zusammengefasst in der berühmten These: *Der Verstand schreibt der Natur die Gesetze vor.*

Wenn wir aber das wahre Sein nicht erkennen können, dann folgt daraus auch, dass es im wahren Sein für uns *keine Zwecke* und *keine richtige Entwicklung* geben kann – und dass eine solche Erkenntnis, dass es also nur Zwecke und Entwicklungen gibt, die wir selber in das Geschehen hineinlegen oder aus diesem herauslesen, für einen jungen Menschen, wenn er ihr zum erstenmal begegnet und ihre Bedeutung und Tragweite plötzlich vor sich sieht, eine *Erschütterung* bedeuten kann, dürfte weiter nicht schwer vorstellbar sein. Mich hat diese Erkenntnis – und aus all dem, was ich bisher gesagt habe, darf man schliessen, dass ich ihr *als* junger Mensch, wenn auch nicht als *wie* junger Mensch begegnet bin – jedenfalls sehr stark erschüttert und bis heute nicht mehr verlassen, und so wie mich diese Erkenntnis nicht mehr verlassen hat, spüre ich auch heute noch die Folgen der Erschütterung, die diese in mir ausgelöst hat. Wenn man eine solche Erkenntnis nicht mehr idealisiert, sie also nicht mehr verschönert, wie Kant das noch getan hat, und wenn man zu ihr nur noch sagen kann: *so ist es*, dann ist das nicht viel – höchstens eine Quelle des Nihilismus.

In später – wenn auch nicht spätester – und in eher zufälliger als in absichtsvoller, unbedingt verfolgter Beobachtung der Ereignisse, die sich seit der Veröffentlichung der *Kritik der reinen Vernunft* zugetragen haben, habe ich im Kleist aus Berlin, dessen wohl wichtigstes Werk nicht zufällig der Aufsatz *Über das Marionettentheater* sein dürfte, ein Beispiel dafür gefunden, wozu eine solche Erschütterung im äussersten Fall fähig ist, und wie ein Mensch und denkender Charakter zwar nicht der Unmenge der jemals geschriebenen Bücher verfällt und schliesslich von diesen vernichtet wird, aber wie ein Buch und eine Erkenntnis den *Ausschlag* für die Vernichtung eines Menschen geben können. Denn bei Kleist war es natürlich nicht so, dass ihn ein Buch und eine Erkenntnis *allein* hätten vernichten können, sondern dass, wie in allen solchen Fällen, sicher zuerst einmal seine eigene Sorge, worunter die Französische Revolution und sein besonderes Verhältnis zu den

Frauen, dagewesen ist, und dass ihm die Theorie Kants nur noch den letzten Anstoss dazu gegeben hat, zu sagen: es hat also wirklich keinen Sinn, und daraus die Konsequenz zu ziehen. Eine andere Meinung, die das aber nicht ausschliesst, sondern sich damit gut verbinden lässt, ist, dass Kleists Erschütterung durch die *Kritik der Urteilskraft* hervorgerufen worden sei, in der Kant sagt, dass es an sich keine Zwecke, keine Ziele gebe, und dass alles, zwar nicht subjektiv in dem Sinne sei, dass jeder von uns x-beliebig den Zweck setze, aber dass *der* Mensch, also die Gattung Menschheit, die Zwecke setze; dass es unabhängig vom Menschen keine Zwecke gebe, und dass man, wenn man die Natur, also etwa das Lebewesen, einen Hund, als ein zweckbestimmtes Wesen betrachte, nur so tun könne, *als ob er* Zwecke verfolgen würde, *als ob* die Natur Zwecke verfolgen würde. Es gibt viele Leute, die in Kant nur das Positive, die praktische Vernunft und den kategorischen Imperativ, sehen. Für mich, der ich nur die Konsequenz sehen kann, die die Möglichkeit einer Erkenntnis der Wahrheit ausschliesst, kommt dies einer Art Flucht vor dem Ergebnis der *Kritik der reinen Vernunft* gleich, aber darüber habe ich schon an einer anderen Stelle einmal etwas geschrieben und möchte das nicht mehr tun. Wobei es sicher auch bei mir so war, dass zuerst einmal das dagewesen ist, was ich als junger, wenn auch nicht mehr *ganz* junger Mensch, bis dahin, und vor allem seit ich den Nebel zu verlassen im Begriffe schien, erlebt hatte. Darüber, über das, was man also die Bedingungen nennen könnte, die die Erschütterung ermöglicht haben, möchte ich mich hier allerdings auch nicht äussern, obwohl ich dies auch an anderen Stellen noch nicht, oder jedenfalls nur indirekt und in anderer Form, getan habe; zumal ich glaube, dass es sich dabei nicht um *notwendige*, sondern im besten Fall um *hinreichende* Bedingungen handelt.

Das, was die Erschütterung bei mir bewirkte, war aber, dass die Welt, die ich bisher nur als etwas selbstverständlich Gegebenes erlebt hatte, mit einem Mal in zwei Teile zerbrach – und für den *Moment* des Zerbrechens könnte man sich das auch durchaus bildlich vorstellen, so wie wenn einem in einem Moor bei einem Erdbeben der Boden und die Erde, auf denen man steht, zwischen den Füssen auseinander zu brechen beginnen würden, und man sich, um nicht in die Leere der sich auftuenden Spalte zu stürzen, für eine der beiden Seiten oder der beiden durch das Beben nun entstehenden Hälften entscheiden müsste, es aber einfach nicht könnte, und deshalb, wie die Erde selbst, auch in zwei Teile zerrissen würde. Nicht bildlich gesprochen, zerbricht die Welt in zwei *Bereiche:* in das wahre Sein und in jenes Sein, das man zwar erkennt und wissenschaftlich, und auch in der Praxis durch die Technik, beherrscht, das aber nur Erscheinung und also eigentlich *nichts* ist.

Wenn ich mich in mich besinne, ist auf der einen Seite alles, was mich

so umgibt, die ganze Natur, plötzlich nur noch *Schein*, ist alles in ihr plötzlich nur noch mit Scheinwerten versehen, ist alles nur noch *Tand*, und in diesem Bereich der Erscheinungen tue ich zwar alles aus bestimmten, aber von mir nur insofern bestimmten Gründen, als ich unter all den Möglichkeiten, die zu bestehen scheinen, ohnehin nur *diese* Möglichkeit haben würde und also auch habe, bin also in meiner Handlungsweise nicht frei und also nicht das, was man unter einem freien Menschen verstehen würde, sondern *eher* einer Marionette ähnlich. Auf der anderen Seite ist da nun plötzlich das wahre Sein, das meiner Erkenntnis zwar verschlossen, das aber trotzdem das ist, dem ich dadurch, dass ich durch meinen Geist frei und in der Lage bin, dem kategorischen Imperativ und der Pflicht Genüge zu tun, leben kann und muss. Zwar schreckt mich auf der einen Seite die Unfreiheit sicher ab, aber auf der anderen Seite ist mir durch die Tatsache, dass durch den kategorischen Imperativ und die Pflicht nichts festgelegt ist, sondern dass man alles in *ihn* hineinlegen oder in *ihrem* Namen rechtfertigen kann, auch die Freiheit nicht ganz geheuer. Das Schrecklichste an der ganzen Sache aber ist, dass ich ständig zwischen diesen beiden Seiten hin- und hergerissen bin, beziehungsweise zwischen ihnen hin- und herpendle, ohne mich für die eine oder die andere endgültig entscheiden zu können, und mich so in einer ständigen *Zerrissenheit* befinde, die – auch wenn ich, wann immer es geht, eine Handlung aus Neigung einer Handlung aus Pflicht vorzuziehen versuche – oft beinahe unerträglich wird.

Wenn es eine Erkenntnis in der Gewissheit gäbe, dass die Welt nicht zerbrechen kann und also nur auf *eine* Weise beschaffen ist, und wenn dies auch die Erkenntnis wäre, dass es in der Natur eine strenge Notwendigkeit und für den Menschen keine Freiheit gäbe, so wäre das, obwohl schlimm genug, doch nicht so schlimm wie diese Zerrissenheit, da einem keine andere Möglichkeit bliebe, als sich damit abzufinden, und da man sich deshalb auch damit abfinden könnte. Wenn man aber einmal erkannt und erlebt hat, dass und wie die Welt zerbricht, dann lässt einen dieser Zwiespalt nicht mehr los, und dann hat man ständig diesen *Bruch*, diese *Kluft* vor Augen: Man kann dann schon so tun, als ob man vollständig frei wäre, und sich für einen Moment sogar für diese Seite entscheiden und sagen, man *ist* frei, und so eine Handlung begehen; aber kaum hat man sie getan und ist sie nicht mehr rückgängig zu machen, wird man sich wieder fragen, *warum* man sie getan hat, und nach Gründen und Motiven suchen. Man weiss, dass man, auch wenn man sich *sagt*, dass man frei ist, nicht einfach und immer alles tun kann, wozu man eine Neigung oder eine Lust verspürt, sondern dass man, auch wenn man etwas aus Neigung und nicht aus Pflicht tut, versuchen muss, es vernünftig zu tun; aber wer sagt einem denn jeweilen, was nun vernünftig ist, und ob, wenn man glaubt, wohl etwas aus Neigung,

gleichzeitig aber auch etwas Vernünftiges getan zu haben, dies nicht doch auch noch oder sogar ausschliesslich aus anderen als vernünftigen Gründen geschehen ist? Und wer kann denn schon sagen, ob etwas, das sich als äusserst vernünftig oder doch als zumindest für niemanden – also auch für den, der das sagt, oder wenn ich das bin, auch für mich – schädlich anhört, sich nicht früher oder später, und heutzutage wahrscheinlich eher früher als später, als doch schädlich und also mit einem Mal plötzlich als äusserst unvernünftig erweisen wird?

Gewiss kann man heute sagen, dass man die synthetischen Urteile a priori nicht oder nicht mehr braucht, aber erstens wird man zugeben müssen, dass diese wenigstens ein festes Fundament gehabt haben, was man vom wahren Sein und vom Ding an sich wohl nicht im gleichen Sinne wird sagen können; dass es eine Sphäre der Moralität und der Sittlichkeit und der Freiheit gibt, ist nicht bewiesen, und wenn man sie auch *annimmt*, so wird diese Annahme durch das, was täglich in der Realität passiert, sehr schnell und immer wieder erschüttert. Und zweitens wird dadurch, dass man sagt, man brauche die synthetischen Urteile a priori nicht, das Zerbrechen der Welt nicht rückgängig gemacht, und der Bruch und die Kluft und der *Dualismus*, zu dem diese geführt haben, nicht aufgehoben: Wenn es für mein Handeln Gründe gibt, die ausserhalb meiner selbst, also in der Natur, liegen, dann bin ich nicht frei, und wenn ich frei bin, dann gibt es für mein Handeln ausserhalb meiner selbst, also ausserhalb meines Geistes, keine Gründe.

Wenn man bedenkt, dass Kant geglaubt hat, im besten Gewissen zu handeln und die Rettung zu bringen, und dabei, um im bereits gebrauchten Bild zu bleiben, alles *unterhöhlt* und so das Einbrechen und Zerbrechen der Welt herbeigeführt hat, dann könnte man sich vorstellen, dass allein schon die Möglichkeit einer solchen Diskrepanz in der Philosophie – dass ein Mensch glaubt, das Gute zu tun, und dabei alles unterhöhlt – jemanden davon abhalten könnte, sich zu sehr auf das philosophische Denken einzulassen und sein Leben zu ausschliesslich auf dieses auszurichten. Für mich war das, neben der Gefahr, durch das Anstossen an die Grenzen der philosophisch möglichen Erkenntnis schliesslich *sprachlos* zu werden, und der Gefahr, die dadurch für den Kopf und so für das Leben entstehen würde, jedenfalls mit ein Grund, das begonnene Studium der Philosophie abzubrechen und mich der *Dichtung* zuzuwenden.